Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 40

Artikel: Der Krieg und seine angeblichen Wohltaten

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642329

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

kuchen sich schmecken zu lassen. Und ein Soldat, den man fragte, was denn er von dieser Einrichtung halte, lachte schlau: „Freilich wohl bin ich zufrieden mit der Stube; noch zufriedener aber ist meine Frau!“ „Wieso?“ „Bevor wir die Stube hatten, ich also in die Schenke ging, da mußte sie mir Geld schicken; seit der Stube schicke ich ihr.“

Wohl dürfen die Frauen daheim vor allem der Seele der ganzen Organisation, einer jungen Redaktorin, welche auf einmal statt einer Feder gegen hundert Wirtschaften dirigiert, aber auch den Leiterinnen dankbar sein, die bei bescheidenem Lohn, ohne Ruhetage an ihren oft weltverlassenen Posten aushalten; beglückt einzig durch das Walten im eigensten Element des Weibes, durch die Dankbarkeit ihrer „Söhne“, die schon mehr als einmal, wenn sie über Nacht versetzt wurden, ihre Stube, d. h. was nicht niet- und nagelfest daran war, zusammenpackten, das Muetterli obenauf setzten und im Triumph mit sich fortführten, als die moderne Marketenderin — ohne Fäßchen.

Hedwig Bleuler-Waser im „Kunstwart“.

Die Ernten.

Ihr Freunde kommt! Laßt uns nicht länger warten!
Der Herbst ist da! Geöffnet ist sein Garten!
Geladen sind wir alle zu dem Feste.
Soldaten sind wir. Heute sind wir Gäste
Und tafeln froh am grüngedeckten Tisch,
Die Seele heiter und die Sinne frisch.
Nicht eine Gabe bleibet unversucht.
Und jedem leuchtet eine süße Frucht!

Und wie ich mich erlabe und genieße,
Was muß der andern plötzlich ich gedenken,
Der Früchte, die voll Blut, wie wir, und gut,
Ergeben sich dem Erntemanne schenken,
Der mähend jetzt durch ihre Reihen schreitet,
Der Tod, der sich ein blutig Fest bereitet! —
Die angebißne Frucht bringt mir kein Glück;
So geb ich sie der Erde denn zurück!
Ich aber werfe mich ins Wiesengrün
Und acht' der Wunder nicht, die darin blühn
Und wälze zwischen Sinn und Widersinn
Ergriffen mich im Grase her und hin.
O Früchte, pranget nicht so leuchtend rot!
Hier erntet Leben! Dorten harrt der Tod!

Karl Stamm („Aus dem Tornister“, Verlag Orell Füßli, Zürich.)

Der Krieg und seine angeblichen Wohltaten.

Vorbemerkung der Redaktion: Unter obigem Titel erscheint eben im Verlag des Art. Instituts Orell Füßli, Zürich, die zweite verbesserte Auflage der berühmten Schrift des russischen Pazifisten Novicow (1849—1912). Die Uebersetzung und Neuherausgabe (nach 20 Jahren) besorgte sein Wiener Gesinnungsfreund Dr. Alfred H. Fried, der als Träger des Nobel-Preises ebenfalls einen geachteten Namen führt. In seiner Vorrede betont Fried, wie wahr sich heute, da der von den Pazifisten prophezeite Weltkrieg grausame Wirklichkeit geworden ist, die Argumentation Novicows erweist.

Um der guten Sache zu dienen und um unsern Lesern von der Art und dem Inhalt des Buches einen Begriff zu geben, bringen wir nachstehend einige markante Stellen daraus zum Abdruck.

Der Krieg als Zweck.

Seit dem grauesten Altertum haben sich die Menschen bekriegt, aber immer nur im Hinblick auf irgend ein Ziel. Das von jedem menschlichen Wesen verfolgte Ziel ist der Genuß. Vermag der Tod seiner Mitmenschen ihm diesen zu verschaffen, opfert er sie unbarmherzig. (So ließ Napoleon zur teilweisen Befriedigung seines Ehrgeizes über zwei Millionen Franzosen hinmorden.) Ist dies aber nicht der Fall, gibt er sich gar nicht erst Mühe, ihn zu töten; denn eine Arbeit ohne Zweck bedeutet das schlimmste aller Leiden. — Man führt Krieg nur aus einem der folgenden Gründe: um seinen Mitmenschen zu fressen, um ihm sein Weib zu entführen, ihn sonst zu berauben oder um ihm eine Religion, bestimmte Ideen oder eine Kulturart aufzudrängen.

Wenn eine Gegend nicht genügend tierische Nahrung bietet, werden zuweilen Kriege geführt, um Gefangene zu machen und sie zu verzehren. — Ueber den Frauenraub wollen wir hinweggehen; er wird jetzt nur mehr in ziemlich seltenen Fällen ausgeübt. — Kriege, die zu dem Zwecke unternommen werden, um sich in den Besitz beweglicher Güter zu setzen, sind ziemlich allgemein in der Uebung gewesen und sind es noch. Was aber in diesem Falle, wie in allen andern beweist, daß der Krieg nur ein Mittel ist, das ist die Uebung des Loskaufes. Oft erklärten sich Völker bereit, einen Tribut zu bezahlen, um der Plünderung zu entgehen. Wenn die dargebotene Summe den Angreifern genügend groß erschien, nahmen sie dieselbe an, höchst zufrieden damit, erst eine Schlacht nicht liefern zu müssen. Cäsar fiel in Gallien mit der Absicht ein, sich zum Herrn des Landes zu machen, um Vorteile wegen, die hier aufzuzählen zu weit führen würde. Es war ein harter Krieg. — Hätten sich jedoch die Gallier nach der ersten Aufforderung unterworfen, dann hätte sich Cäsar nicht die Mühe genommen, eine einzige Schlacht zu liefern, auch nur einen Mann zu töten. Im 16. Jahrhundert schlossen sich die Flammänder dem Protestantismus an, und Philipp II. wollte sie zwingen, wieder Katholiken zu werden. Wenn nun die Flammänder auf die erste Aufforderung des Königs von Spanien zu der Religion ihrer Väter zurückgekehrt wären, hätte Philipp II. nicht einen einzigen Soldaten in die Niederlande gesandt. — Die österreichische Regierung hatte die Zentralisation in allen Provinzen des Reiches eingeführt. Dies verletzte jedoch die nationalen Ansprüche der Magyaren. Wenn Franz Joseph I. bei seiner Thronbesteigung zugestimmt hätte, ihre Wünsche zu befriedigen, hätten sie den Krieg von 1848 nicht geführt.

Einmal hörte ich folgende Meinung aussprechen: „Die reaktionären Ideen feiern in diesem Augenblick Triumphe; wenn dies so weitergeht, ist Europa verloren. Wir brauchen einen allgemeinen Krieg, um zu neuen Bahnen zu gelangen. Die Besiegten werden gezwungen sein, sich zu bessern. Durch die Niederlage erleuchtet, werden sie ihre alten Einrichtungen umwandeln. Die Sieger werden notwendigerweise dasselbe tun müssen und der Liberalismus wird in die Höhe kommen.“ Die Persönlichkeit, die sich so ausdrückte, war also bereit, eine Million Menschen (ein allgemeiner Krieg in Europa würde mindestens diese Zahl von Opfern fordern) für den Triumph seiner politischen Ideen hingeopfert zu sehen. Wie man zugeben wird, ein ziemlich grausames Verfahren; aber auch in diesem Fall, wie in jedem andern, würde das Massakrieren nur ein Mittel und keinen Zweck bedeuten.

So sind abwechselnd Kannibalismus, Raub, Intoleranz und Despotismus die Beweggründe des Krieges. Keine dieser Handlungen wird man für eine Wohltat halten können. Wie kann dann aber das Mittel, durch welches sie bewirkt werden, nämlich der Krieg, eine Wohltat sein? — Dies ist doch ein unfaßbares Mysterium.

Die internationale Moral.

Wenn im Schoße der bürgerlichen Gesellschaft ein Mensch das Recht eines andern verletzt, sind sämtliche Sympathien auf Seiten des Opfers, und unser ganzer Haß, unsere vollste Verachtung richtet sich gegen die Angreifer. X versucht den Z zu ermorden, verwundet ihn jedoch nur; — wir pflegen den Z und erweisen ihm die größten Aufmerksamkeiten, während X im Gegenteil als Verbrecher in den Bann der Gesellschaft getan wird. Jeder anständige Mensch vermeidet es, mit ihm in Berührung zu kommen. Unsere Moral ändert sich jedoch plötzlich, sobald es sich um internationale Beziehungen handelt. Alsdann wendet sich durch die seltsamste Verirrung unsere ganze Bewunderung, unsere vollsten Sympathien demjenigen zu, der das Recht seiner Mitmenschen gewaltsam verletzt, dem ruhmvollen Eroberer; unser ganzer Haß, unsere ganze Verachtung fällt hingegen auf das arme Opfer. Ohne die Reihe von Räubern, welche Bengalen verheerten, besäße die Bevölkerung dieses Landes ihre heutigen Laster nicht. Dennoch wendet sich sonderbarer Weise unsere Verachtung gegen die unglücklichen Verdorbenen und nicht gegen die elenden Verderber.

Kurz, das Verteidigen seiner Rechte mit Gefahr seines Lebens, das Vorziehen des Todes der Schande ist groß, schön und edel. Aber die Rechte anderer zu verletzen, stehlen, plündern, rauben, die Ueberzeugung vergewaltigen sind niedrige und verwerfliche Handlungen. Jeder Angreifer begeht sie jedoch. Da es nun keinen Krieg ohne Angreifer geben kann, so ist eben der Krieg eine der Hauptursachen der Erniedrigung des Menschengeschlechts.

Die negative Auslese.

„Je kräftiger, je gesünder und je normaler konstituiert ein junger Mann ist," sagt Häckel, „umsomehr Aussichten hat er, von den Repetiergewehren, den gezogenen Kanonen und den andern Kulturwerkzeugen gleicher Art getötet zu werden." Die Aushebungs-Kommissionen sind unbarmherzig. Sobald ein junger Mensch nur den geringsten physischen Fehler hat (selbst schlechte Zähne und eine mittelmäßige Sehstärke), weisen sie ihn zurück. Man nimmt daher nur die Blüte unserer Gattung für die Metzelei. Wo bleibt da die günstige Auslese? Man muß schon von großer Voreingenommenheit sein, um zu behaupten, daß der Krieg in unsern Tagen die Rassen veredelt.

Napoleon ließ 3,700,000 Menschen töten. Wer wagt zu behaupten, daß dies die schlechter Konstituierten gewesen seien? Weiß doch jeder, daß es, im Gegenteil, die Elite Europas war. Infolge eines von Paraguay geführten Krieges verschwand dort die männliche Bevölkerung fast vollständig. Es blieben nur Kranke und Schwächliche zurück. Will man da behaupten, daß dies zur Veredelung der paraguensischen Rasse diente?

Es tritt hier noch ein anderes Moment hinzu. Beim Manne erreicht die Zeugungsfähigkeit ihren Höhepunkt gerade während jener Jahre, die er in der Kaserne zubringen muß. Man wird sicher nicht behaupten wollen, daß der unter den Fahnen stehende Soldat mit derselben Leichtigkeit Kinder zeugen kann, als der im bürgerlichen Leben zurückgebliebene Zivilist. Die Folge davon ist, daß die Elite einer Generation in der Zeit, wo sie am meisten das Verlangen hat, ihre Nachkommenschaft zu sichern, daran verhindert wird, es zu tun. Hingegen besitzen die Untauglichen alle Erleichterungen, um geschlechtliche Verbindungen einzugehen. Ihre Nachkommenschaft wird daher immer zahlreicher, so daß die Rassen nicht nur durch den Krieg, sondern auch mitten im Frieden durch den Militarismus immer mehr verdorben werden.

Unproduktivität des Krieges.

Seit 1648 hat der Krieg allein den europäischen Völkern 400 Milliarden Franken (der Weltkrieg wird diese Summe wohl um 200 Milliarden vermehren. Anmerkung des Uebersetzers) gekostet. Man wird nicht übertreiben, wenn man diese Summe für die ganze historische Periode verzehnfacht. Demnach hat der Krieg bei niedrigster Annahme 4000 Milliarden verschlungen. Das will also sagen, daß eine dem Geldwert dieser Summe entsprechende Anzahl von Arbeitstagen von den Menschen angewandt worden ist, um sich gegenseitig totzuschlagen. Wenn wir uns diese Anstrengungen auf die Bearbeitung der Felder, auf die Bewässerung der Wiesen, auf das Weben von Stoffen, auf das Erbauen von Häusern, auf die Errichtung von Straßen, Einrichtung von Häfen ꝛc. angewandt denken, würde das nicht klar machen, daß die Erdoberfläche heute ganz anders aussehen müßte? Unser Wohlbefinden würde sich entschieden verhundertfacht haben und die Summe der Leiden der bedauernswerten Menschheit würde wahrlich geringer sein.

Politische Unsicherheit als Ergebnis der Kriege.

Wir sahen im vorhergehenden Kapitel, daß die Kriege in Europa mindestens 4000 Milliarden Franken kosten mußten, und diese Summe repräsentiert eine ebenso empfindliche Summe von Arbeitstagen. Alle diese ungeheuren Anstrengungen hatten zum Zweck, unserem Erdteil die gegenwärtig bestehende politische Einteilung zu geben, d. h. 24 unabhängige Staaten zu schaffen, ein Frankreich von 536,000, ein Deutschland von 540,000 und ein Serbien von 48,000 Quadratkilometern ꝛc. ꝛc. Nun gut; diese Anstrengungen waren alle ebenso vergeblich, als wenn sie für das Emporrollen des Felsens des Sisyphus oder zur Füllung des Fasses der Danaiden angewandt worden wären, denn das Wohlbefinden der Menschen steht in keiner Beziehung zur politischen Einteilung, und wenn Europa in 10 oder in 50 Staaten eingeteilt wäre, es wäre dies ohne Einfluß auf dessen Kultur oder Barbarei. Der Genuß ergibt sich aus dem Reichtum, und dieser ist wiederum weiter nichts als eine den Bedürfnissen der Menschen entsprechende Anpassung unseres Erdballs. So lange werden die Menschen arm bleiben, so lange werden sie demgemäß zahlreiche Leiden erdulden müssen, als sie den größten Teil ihrer Anstrengungen einer vollständig metaphysischen Aufgabe widmen. Die Idee, daß unser Glück in direktem Verhältnis zu der Anzahl von Quadratkilometern unserer Staaten steht, ist eine reine Abstraktion. Sicher aber ist, daß es unmittelbar von der internationalen Sicherheit abhängig ist, die wir genießen. Man bildet sich ein, daß, je größer ein Staat ist, er auch um so mächtiger ist und uns deshalb umsomehr Sicherheit gewährt. Das wäre richtig, wenn, während sich unser Staat vergrößert, die andern Staaten stationär blieben. Das ist aber nicht der Fall. Diese vergrößern sich auch, und damit vergrößern sich die Gefahren, statt sich zu vermindern, weil der Zusammenprall zweier solcher Kolosse, wie es Deutschland und Frankreich sind, entschieden mehr Unheil und Vernichtung anrichtet als der Zusammenstoß zweier kleinerer Staaten. Die Sicherheit vermehrt sich daher nicht im direkten Verhältnis der Quadratkilometer und die ungeheuren Anstrengungen, welche seit Jahrhunderten angewendet wurden, die Staaten zu vergrößern, die 4000 Milliarden vergeudeter Arbeitswerte, die diesem Zwecke zugedacht waren, sind voll und ganz verloren. Durch den Krieg wird niemals Sicherheit erlangt werden, nur durch dessen Beseitigung ist sie zu erlangen. (Schluß folgt.)